

angeklagt wird. Im Fall eines Totschlags könnte sie mit dem richtigen Richter und einer einsichtigen Staatsanwaltschaft gegen Kaution freikommen und den Beginn des Prozesses an einem geeigneteren Ort als dem Bezirksgefängnis abwarten. Alles steht und fällt mit der Frage nach dem Vorsatz, ob sie die Tat zu irgendeinem Zeitpunkt in der Vergangenheit geplant hat oder nicht. Er will lieber nicht im selben Raum sein, wenn man ihr diese Frage stellt.

»Und die zweite Priorität, Chief?«

»Wir müssen die Presse hinhalten, bis sie dem Richter vorgeführt wurde. Sagen Sie denen, dass keine Gefahr für die Öffentlichkeit besteht, da wir eine verdächtige Person in Gewahrsam haben.« *Gerade jetzt, wo sich meine Karriere dem Ende zuneigt, kriege ich meinen ersten medienwirksamen Fall. Endlich bekommt Clarisse etwas, worüber sie sich freuen kann.*

In diesem Moment platzt Javier herein. Seine dunklen Augen funkeln vor Wut. »Ich schaffe es einfach nicht, ihr die Tasche abzunehmen. Meredith auch nicht. Ich hatte Angst, die Señora wird gewalttätig, als wir es versucht haben.«

Normalerweise hat Meredith ein Talent dafür, Tätern ihre Habseligkeiten abzuknöpfen. Wie eine Schlangenbeschwörerin, witzeln ihre Kollegen. Wenn sie es nicht schafft, ist die Lage ernst.

Sekunden später kommt sie mit untypisch resigniert hängenden Schultern herein. »Ich fürchte, wir müssen sie ihr erst einmal lassen. In diesem Alter ist es zu gefährlich, sich aufzuregen. Ich will das nicht auf meine Kappe nehmen müssen. Deshalb habe ich den Arzt gerufen, der sie sich ansehen und ihr etwas geben soll. Ich versuche es dann, wenn sie sich ein bisschen beruhigt hat.«

»Haben Sie inzwischen herausbekommen, wie sie heißt?«, will Roy wissen.

Sie schiebt die Daumen in ihren Waffengürtel. Ihre Fischaugen funkeln. »Natürlich wollte sie mir ihren Namen nicht verraten, aber als sie ihre Taschen geleert hat, habe ich ein altes Rezept gefunden. Leute, ihr werdet nicht glauben, wer da gerade in unserer Zelle sitzt.« Sie legt eine effekthascherische Pause ein. »Alicia Cortez.«

Javier spuckt prustend seinen Kaffee aus, der sich prompt über Big Mike ergießt. Big Mike knallt seine eigene Tasse so abrupt auf den Tisch, dass die braune Flüssigkeit überschwappt und auf Roys Schoß tropft, woraufhin dieser aufspringt und sich hektisch die Flecken abwischt.

Alle reden auf einmal. Roy, der das Revier erst seit drei Jahren leitet, ist im Gegensatz zu den anderen mit den lokalen Größen nicht vertraut. Sein Kopf schmerzt – von der brutalen Neonbeleuchtung, vom Unterzucker, da er sein Sonntagssandwich noch nicht bekommen hat, und weil in seiner Arrestzelle eine neunzigjährige Mörderin sitzt. Er muss für Ordnung sorgen, und zwar schleunigst. Sein normalerweise konzentriertes, pflichtbewusstes, wenngleich mittelmäßig begabtes Team scheint sich in den Fängen eines seltsamen

kollektiven Gefühlssturms zu befinden. Die Luft knistert regelrecht vor Elektrizität.

»*La Rosita Negra*«, stößt Javier hervor.

»Mund halten, und zwar alle miteinander«, bellt Roy. Keiner hat ihn jemals so laut gehört. »Kann mir um Himmels willen endlich jemand verraten, wer zum Teufel Alicia Cortez ist?«, fügt er hinzu und blickt finster in die verblüfften Gesichter ringsum.

# Kapitel 1

*Key West, im Juni 1919*

Das Erste, was Alicia an ihrer neuen Heimat auffiel, war der Gestank. Beißender Kloakengeruch lag in der Luft, der noch penetranter wurde, als sich die Fähre aus Havanna dem Hafen näherte. Sie zog ein Taschentuch aus ihrer Handtasche und hielt es sich vor die Nase.

»*Dios mio*«, sagte sie zu dem älteren Paar, das neben ihr an der Reling stand. »Wo kommt das bloß her?«

Die Frau deutete auf mehrere Reihen Holzfässer am Kai, über denen Schwärme von Fliegen schwirrten. »Es ist die *mierda* aus den Außenaborten. Sie wird später ins Meer gekippt.« Einen Moment lang musterte sie Alicia mit unverhohlener Neugier, ehe sie den Blick wieder abwandte.

Alicia zog sich den Strohhut tief ins Gesicht. Ihre Hautfarbe erregte stets Aufmerksamkeit, wo sie auch hinkam. Sie hatte eine afrikanische Mutter und einen kubanischen Vater; selbst in Havanna wurde sie angestarrt.

Während sie zum Kai hinübersah, begannen ein paar Männer mit entblößtem Oberkörper, die tropfenden Fässer auf ein Boot zu verladen. Alicia bemühte sich, den Würgereiz zu unterdrücken, aber es gelang ihr nur halb. Hier hatten die Leute noch Plumpsklos? In ihrem Elternhaus, nun neunzig Meilen südlich gelegen, gab es alle modernen Annehmlichkeiten, fließend Wasser, elektrisches Licht, Messinglampen in jedem Zimmer. Mamacita kochte auf einem Gasherd. Gerade mal neunzig Meilen, aber genauso gut hätten es zweitausend sein können. Kuba lag weiter entfernt als ein Märchenland.

Längst vermisste sie den Geruch von Havanna, dieses einzigartige Potpourri aus Abgasen, Abwässern, Zigarettenrauch, kubanischer Küche und etwas undefinierbar Altem, das durch jede Straße, jedes Gebäude wehte: dem Staub der Jahrhunderte. Erst jetzt, da sie nie mehr zurückkehren konnte, fehlte ihr das alles.

Wieder fragte sie sich, zum tausendsten Mal seit jener schrecklichen Nacht: *Was habe ich nur getan?* Alles war so schnell passiert, ihre ganze Zukunft hatte sich in einer einzigen Sekunde der Verzweiflung in Rauch aufgelöst. Unmöglich, dass das gerade mal drei Tage her war. Selbst als sie an Bord der Fähre gegangen war, hatte sie noch geglaubt, dass es eine Lösung geben, ihr Vater schon irgendwie dafür sorgen würde, dass sie bleiben konnte. Sie hatte

Mitleid von ihm erwartet, war felsenfest davon überzeugt gewesen, er würde verstehen, was sie erlitten, was sie zu diesem Ausbruch, diesem Akt der Gewalt getrieben hatte. Doch statt sie zu trösten, hatte er ihre Tränen mit Schweigen erwidert. Er hatte sich nicht einmal von ihr verabschiedet, sondern sich stattdessen in seinem Arbeitszimmer verbarrikadiert, als sie vom Taxi abgeholt worden war.

Mamacita, in Tränen aufgelöst, hatte sie begleitet und ihr ein Bündel zerknitterter Dollarnoten in die Hand gedrückt. »Du musst gehen, *niña*. Es ist zu deiner eigenen Sicherheit!« Und so hatte Alicia ihren Platz auf der Fähre eingenommen, inmitten von Touristen auf Vergnügungsreise, Geschäftsleuten und Familien, die Verwandte besuchen wollten. Sie hatte sich so hilflos gefühlt, als hätte man sie in Ketten auf das Schiff geführt. Ein letzter Blick auf die uralten Mauern des Castillo el Morro, und die Fähre hatte abgelegt, ein Stück weit begleitet von den Möwen, die wie zum Spott in ihrer Freiheit regelrecht zu schwelgen schienen.

Während der Überfahrt hatte sie genügend Zeit gehabt, über ihre Lage nachzudenken: Sie war aus ihrem Elternhaus verbannt worden, mit nichts als einem Koffer; auf sie wartete eine eilig arrangierte Stellung als Aushilfe in einem Teesalon, der von ihrer Cousine Beatriz betrieben wurde, die sie so gut wie überhaupt nicht kannte. Sie waren sich nur ein einziges Mal begegnet, als Kinder bei einer Familienhochzeit, und da sie zehn Jahre auseinander waren, hatten sie sich auch nichts zu sagen gehabt. Alicia erinnerte sich vage an ein dickliches, selbstbewusstes Mädchen mit wissendem Blick und den glänzenden Augen einer Drossel. Zumindest, dachte sie, würde der Teesalon ihr eine Zuflucht in einer übel beleumundeten Stadt bieten, ihr Gelegenheit geben, sich zu sammeln und in Ruhe zu überlegen, wie es weitergehen sollte. Doch es wollte ihr beim besten Willen nicht gelingen, sich mit der Vorstellung von hübsch dekorierten Tischchen und dezentem Gemurmeln anzufreunden.

Sie starrte in die Wellen. Im schaumigen Blau glaubte sie Gesichter zu erkennen: die düstere Miene ihres Vaters, Raouls zornig gebleckte Zähne, Mamacitas schmerzliche Züge, als sie ihr Lebewohl gesagt hatte. Sie schloss die Augen, doch das schien die Planken unter ihr nur noch mehr ins Schwanken zu bringen.

*Was geschehen ist, kann man nicht ungeschehen machen.*

Einen Moment lang zog sie in Erwägung, einfach aufzugeben. Ein kurzes Platschen, und alles wäre binnen Sekunden vorbei. Vielleicht würde die Strömung ihre sterblichen Überreste nach Havanna zurücktreiben. Wo sie hingehörte.

Aber nein, das konnte sie nicht tun. Wasser hatte ihr schon immer Angst gemacht – sie erinnerte sich noch an die erfolglosen Versuche ihres Vaters, ihr das Schwimmen beizubringen. Und so umklammerte sie die Reling so fest, dass ihre Knöchel weiß hervortraten, während ihr das Blut in den Kopf schoss.

Dann nahm sie aus dem Augenwinkel ein Blitzen wahr, gefolgt von einem weiteren Aufblitzen, und plötzlich waren da Dutzende von fliegenden Fischen, die mit Silberflügeln aus dem Wasser sprangen. Sie beobachtete, wie sie durch die Luft segelten und wieder in die Fluten tauchten, von einem Element ins andere. Die Umstehenden sahen begeistert zu, und ihr wurde bewusst, dass sie für sie nichts weiter als eine ganz gewöhnliche Mitreisende war. Ihre Schuld, die Familienschande, all das lag jetzt hinter ihr, verschwunden im schaumigen Kielwasser der Fähre. Zum ersten Mal besserte sich ihre Stimmung: *Wenn ein Fisch fliegen kann, gibt es für mich ja vielleicht auch einen Funken Hoffnung.*

Die Fähre verlangsamte ihr Tempo und hielt, kurz bevor sie den Kai erreicht hatten. Der beißende Gestank lag auf ihrer Haut wie der Ölglanz auf dem blauen Wasser. Sie straffte die Schultern, wobei sie den Pesthauch versehentlich tief einatmete und sich ihr abermals der Magen umdrehte. Diesmal ging ihr Frühstück in hohem Bogen über die Reling; den fliegenden Fischen schien es nichts weiter auszumachen.

Die alte Frau tätschelte mütterlich ihren Arm. Alicia wischte sich die Lippen mit ihrem Taschentuch ab. »Wieso stehen wir hier?« *An Land kann es nur besser werden*, dachte sie.

Der alte Mann nickte in Richtung eines Truppentransportschiffs, das ihre Einfahrt blockierte. »Wahrscheinlich müssen wir warten, bis die weg sind.« An der Reling des Transporters standen Aberdutzende von Soldaten. Weiße Verbände – an Köpfen, Armen, Leibern – leuchteten im Sonnenlicht, verliehen den Männern ein nahezu festliches Aussehen, das jedoch von ihren erschöpften grauen Gesichtern Lügen gestraft wurde. Ein paar von ihnen hoben die Hände und piffen.

»Ich habe hier noch nie einen Truppentransporter gesehen«, sagte der alte Herr. »Normalerweise würden die den Marinestützpunkt anlaufen.« Er rückte seine Brille zurecht. »Ah, *sí*, sehen Sie das?« Er deutete mit seiner von Altersflecken übersäten Hand auf das schwer beschädigte, rußgeschwärzte Heck. »Wahrscheinlich eine Mine.« Er nahm den Hut ab und wischte sich über die Stirn.

Alicias Blick schweifte zu den wie Dominosteine übereinandergestapelten Särgen auf dem Achterdeck, alle mit dem Sternenbanner umhüllt.

»Die armen Seelen«, murmelte die alte Dame und bekreuzigte sich über ihrem ausladenden Busen.

Auf dem Transportschiff kam es zu einem Handgemenge. Rufe und Gelächter schallten durch die kloakengeschwängerte Luft herüber, und im nächsten Moment stürzte ein bulliger Typ über die Reling ins Wasser.

»Oh! Was ist denn jetzt passiert?«

Er kam wieder an die Oberfläche und brüllte jemandem einen Fluch zu, während er mit den Armen ruderte und zum Kai schwamm.